südwest

Proschat Madani

SUCHE HEIMAT, BIETE VERWIRRUNG

Mein persisch-deutsch-österreichisches Leben

südwest
Proschat Madani
SUCHE HEIMAT,
BIETE VERWIRRUNG
Mein persisch-deutsch-
österreichisches Leben

Proschat Madani

SUCHE HEIMAT, BIETE VERWIRRUNG

Mein persisch-deutsch-österreichisches Leben

südwest

Für Nasi

Inhalt

Nicht lesen!

Am Set 1
Von Krawattenlängen und anderen Symbolen
Unterwegs auf meiner göttlichen Wurzelmission
Mein Vater auf dem Elefanten oder: das weinende Volk
Von Ursprungswunden und falschen Pferden
Die riskante Kante oder: das gelobte Land der Authentizität
BFF und HMITW
Von Filzpantoffeln und großen Gefühlen
Am Set 2

Danksagung
Quellenverzeichnis

Nicht lesen!

Blöder Trick, ich weiß! Aber er funktioniert offensichtlich: Sie lesen.

Und jetzt Hand aufs Herz, würden Sie diese Zeilen auch lesen, wenn darüber »Vorwort« gestanden hätte? Eben.

Ich will Ihnen hier einen kleinen Ausblick darauf geben, was Sie erwartet. Mehr nicht. Das scheint mir nötig, weil dieses Buch … nun, sagen wir: nicht so leicht einzuordnen ist.

Es steckt viel Biografisches darin, aber es ist keine Biografie. Für ein Sachbuch ist es zu wenig sachlich. Für einen Roman zu real. Es werden ab und an Wissenschaftler und andere schlaue Leute darin zitiert – ist es ein Fachbuch? Natürlich nicht. Spirituell ist es nicht, obwohl ich mitunter von vermeintlichen »Erleuchtungserlebnissen« berichte. Und politisch ist es schon gar nicht, obwohl es im Buch viel um Integration geht. Es ist häufig, aber nicht immer komisch, weil es bisweilen auch traurig darin zugeht. Auf keinen Fall ein Ratgeber – und ein Betroffenheitsbuch? Hoffentlich nicht.

Eins aber ist es mit Sicherheit, immer, durchweg und ausnahmslos: vollkommen subjektiv und daher sehr persönlich.

Kurz: Dieses Buch ist eine Gewürzmischung. So wie ich.

»Das Persönlichste ist das Allgemeinste.« Das sage nicht ich, sondern das sagte einst Carl Rogers, seines Zeichens Psychotherapeut.[1] Ich stimme ihm zu. Mittlerweile. Die längste Zeit aber habe ich ihm nicht geglaubt. Denn mein Persönlichstes schien mir so anders zu sein als das Allgemeine. Deshalb bemühte ich mich, es so gut wie möglich zu verstecken, indem ich mich so gut wie möglich anpasste.

Und darum geht es in diesem Buch: um meinen oft nicht allzu ernsten Blick aufs Fremdsein und Anpassen, aufs Ausgeschlossensein und Dazugehören.

Ich bin eine Ausländerin, wo immer ich bin. Ich kenne es nicht anders. Zu meinem Erstaunen musste ich aber mit der Zeit feststellen, dass auch die, die Heimat haben, fremd sein können. Auch von ihnen erzähle ich hier. Für die meisten Personen im Buch gilt jedoch der Klassiker: Alle Ähnlichkeiten mit Lebenden und Verstorbenen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Unter uns: Es gibt diese Menschen trotzdem. Haben sie darum gebeten, in meinem Buch vorzukommen? Ich habe sie nicht einmal gefragt. Dafür jedoch habe ich sie in ihrem Beruf, Aussehen, Alter und anderen Eigenschaften so verfremdet, dass sie nicht zu erkennen sind. Außer von sich selbst vielleicht.

Das kann natürlich nicht für meine Mutter gelten. Sie hat mir erlaubt, sie so zu beschreiben, wie ich sie sehe. Mein Vater hat mir das nicht erlaubt. Konnte er nicht, weil er nicht mehr lebt. Auch hier, wie kann es anders sein, ist es mein subjektiver Blick auf ihn, der ihn zeichnet. Er kann mir ja bei unserem Wiedersehen die Leviten lesen, wenn ihm meine Darstellung nicht passt. Und meine Tochter? Sie hat keinen Schimmer, was ich über sie geschrieben habe. Sie lässt sich überraschen, was von ihrem großen Vertrauen mir gegenüber zeugt. Mein Mamaherz schlägt höher, sehr gerührt und voller Dankbarkeit.

Aber ich habe ja nicht nur verfremdet, ich habe auch verdichtet. Meine Erfahrungen der letzten 45 Jahre in eine Geschichte verwoben, die innerhalb einer Woche stattfindet. Und wie das mit Verdichtungen so ist, sie dichten, in diesem Fall nicht ab, auch nicht dazu, sondern zum Wesentlichen hin: Alle Begegnungen, die ich im Folgenden beschreibe, haben stattgefunden. Nicht unbedingt in der zeitlichen Abfolge, vielleicht an anderen Orten und in mehreren Etappen. Aber die Gedanken und

Gefühle, die sie in mir ausgelöst haben – genau so, wie ich sie beschreibe, habe ich sie gedacht und gefühlt.

Jedes Kapitel behandelt eine Variante des Themas Fremdsein und mag mitunter dadurch bedingt auch im Stil variieren. Und vielleicht finden Sie sich in der einen oder anderen Begegnung, Geschichte, Situation, Erzählweise wieder. Wahrscheinlich immer dann, wenn mein Persönlichstes auf Ihr Persönlichstes trifft.

Das würde mich sehr freuen. Denn dann verbindet uns etwas. Und mittlerweile glaube ich fest daran, dass es letztendlich darum geht: ums Verbundensein. In erster Linie mit mir selbst. Denn dann, so meine Erfahrung, bin ich es viel leichter auch mit den anderen. Immer wenn mir das gelingt, fühle ich mich nicht mehr fremd.

Noch gelingt es mir nicht immer. Aber immer öfter. Und das fühlt sich verdammt gut an.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen!

Ihre Proschat Madani

Am Set 1

Pünktlich 6.55 Uhr öffne ich die Haustür und trete hinaus in die klirrende Kälte. Wie üblich stehe ich fünf Minuten vor der verabredeten Zeit abholbereit da. Ich bin nach einer durchwachten Nacht um fünf Uhr aufgestanden, habe mich bis aufs Äußerste geduscht, bis aufs Äußerste meine Haare gewaschen, drei doppelte Espressi getrunken und mich zwanzig Minuten lang auf meinem Meditationskissen hin und her gewälzt.

Erste Drehtage machen mich nervös. Sehr nervös. Auch nach so vielen Jahren noch. Ich weiß ja nie, was mich erwartet. Was, wenn der Regisseur entdeckt, dass ich völlig ungeeignet für die Rolle bin? Nein, schlimmer noch: ungeeignet als Schauspielerin überhaupt? Ein siebzigjähriger Kollege erzählte mir unlängst, dass er immer noch von Albträumen geplagt werde, in denen er, bevor er den ersten Satz gesprochen hat, wegen gemeingefährlicher Unbegabtheit umbesetzt wird.

Schauspieler sind eine eigenartige Spezies: Einerseits ist ihr Ego aufgepumpt wie die Muskelpakete Arnold Schwarzeneggers zu seinen besten Zeiten – andererseits haben sie das Selbstvertrauen einer Pusteblume.

Zu meiner Verteidigung muss ich allerdings erwähnen, dass es sich diesmal um keinen gewöhnlichen ersten Drehtag handelt. Ich spiele zum ersten Mal in einem deutsch-persischen Film mit. Ich wurde in meiner schauspielerischen Laufbahn oft für persische Rollen gecastet. Ich habe sie nie bekommen. Mein lückenhaftes Farsi und mein undefinierbarer Akzent schreckten die Regisseure ab. Einer meinte, die Authentizität der Figur könnte leiden, wenn eine Frau, die aussieht wie eine Perserin, sich so anhört wie eine Chinesin, die versucht,

Italienisch zu sprechen. Aber diesmal hat es geklappt. Ich spiele Fariba Pahani, eine Exilperserin in Berlin. Stopp: Nein, ich spiele sie nicht nur. Ich **bin** Fariba Pahani. Immerhin beschäftige ich mich mit nichts anderem als mit Fariba, seit ich vor vier Wochen erfahren habe, dass der Regisseur mich für die Rolle will. Ich habe einen Sprachkurs belegt, mir 13 iranische Filme angesehen und mir meinen Text von einer persischen Kellnerin auf meinen iPod sprechen lassen. Mit diesen Worten schlafe ich jede Nacht ein und jeden Morgen wache ich mit ihnen wieder auf. Ich habe persisch kochen gelernt und mit meiner Mutter auf Farsi telefoniert, während sie mir auf Deutsch mitteilte, dass sie mich nicht versteht. Ich habe Bücher über den Iran gelesen, mich über Land und Leute kundig gemacht, die Eckdaten der Weißen Revolution auswendig gelernt … und ich kann Ihnen nun erzählen, dass 53 Prozent des Iran von Wüste bedeckt sind und elf Prozent von Wald. Wie eine besessene Ethnologin habe ich mich an diese Herausforderung gewagt und darf nun mit bestem Gewissen behaupten, dass ich nicht nur bis aufs Äußerste geduscht, sondern auch aufs Äußerste vorbereitet bin.

Zugegeben, bis jetzt erforderte auch keine meiner Rollen eine solche Auseinandersetzung. Waren es am Anfang meiner Fernsehlaufbahn Kopftuchfrauen, deren einzige Funktion darin bestand, verängstigt oder traurig zu schweigen, sind es heute Richterinnen, Ärztinnen, Konzernchefinnen und Atomphysikerinnen …, die man mit mir besetzt. Die heißen dann auch mal Maria von Ehrenfeld oder Silvia Oppermann, sind also ohne Migrationshintergrund oder wie meine Freundin Efi sagt: Migräne-Hintergrund. Nun habe ich mit einer typischen Richterin oder Physikerin so viel gemein wie Gandhi mit einer Fastfoodkette, aber anscheinend überzeuge ich in diesen Rollen. Ich habe offensichtlich eine dominante, selbstbewusste und seriöse Ausstrahlung, für die ich – ich schwöre – absolut nichts kann.

Und Fariba Pahani? Die ist nicht dominant und selbstbewusst, sondern eine warmherzige Exilperserin, von unstillbarer Sehnsucht nach ihrer Heimat geplagt. Eine Figur, die ich mir erst aneignen musste. Ich kam mir dabei ein wenig vor wie die ganz Großen in Hollywood. Sie wissen schon: die Schauspieler, die sich bis zur Unkenntlichkeit verwandeln, um ihre Rollen glaubhaft zu verkörpern. So wie Robert De Niro in »Wie ein wilder Stier«, als er sich für seine Rolle als selbstzerstörerischer Boxer etliche Pfunde angegessen hatte. Oder Sean Penn, als er in »Ich bin Sam« einen geistig Behinderten spielte, oder Cate Blanchett in »I'm not there« als Bob Dylan …

Wo bleibt meine Abholung? Normalerweise sind Produktionsfahrer überpünktlich. Deshalb registrieren sie in der Regel auch, dass ich ebenfalls überpünktlich bin. Noch bevor ich ein Wort gesprochen habe, demonstriere ich mit dieser Geste meinen Respekt vor der Arbeit des Fahrers. Damit mache ich einen guten ersten Eindruck. Es dauert nicht lange und die Fahrer, die oft der schweigsamen Sorte Mensch zuzuordnen sind, beginnen mir über Intimitäten, Eigenheiten und das mitunter unverschämte Verhalten einiger meiner Kollegen zu erzählen. Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber in Produktionsautos werden Ehen zerstört, Intrigen geschmiedet, Körperflüssigkeiten ausgetauscht, Karrieren verhindert, Brustvergrößerungen geplant, Potenzprobleme besprochen … Nicht immer, aber oft genug. Ich habe Fahrer in einer Art und Weise über Schauspieler reden hören, die mir die Schamesröte ins Gesicht trieb. Eins habe ich dabei gelernt: Benimm dich immer so, dass kein Fahrer auf dieser Welt derart schreckliche Sachen über dich erzählen kann.

Ja, ich lege großen Wert darauf, dass man gut über mich redet, dass man mich nicht für eine Zicke hält, und auch nicht für egozentrisch, arrogant oder launenhaft. Am liebsten möchte ich, dass die Menschen Folgendes sagen,

wenn mein Name fällt: »Ach, Proschat Madani! Ist das nicht die wunderbare Schauspielerin, die so bescheiden und nett ist? Ein wahrer Engel, ein Schatz!«

Ich verhalte mich freundlich, zuvorkommend und sehr professionell. Nichtsdestotrotz komme ich mir immer wieder falsch vor in diesem Beruf. Das fing schon in der Schauspielschule an. Während sich meine Kommilitonen leidenschaftlich in ihren emotionalen Ausdruck warfen, sich am Boden wälzten und unverständliche Grunztöne in die Welt hinausschrien, stand ich wie gelähmt daneben und konnte nicht einmal meinen Namen sagen.

Im Grunde habe ich mich in den drei Jahren meiner Ausbildung nur geschämt. Für mich und für die anderen. Jede Improvisation war mir peinlich, jede Übung, die mir einen persönlichen Ausdruck abverlangte. Ich wollte mich so gern hinter den Rollen verstecken, keineswegs wollte ich etwas von mir selbst offenbaren. Mein Schauspiellehrer fragte mich eines Tages, warum jemand, der offensichtlich gar nichts von sich preisgeben möchte, auf die Idee kommt, Schauspielerin zu werden. Ich habe die Frage nicht verstanden. Was ich jedoch verstand, war, dass ich etwas an meinem Verhalten ändern musste, wenn ich nicht bereits im ersten Semester von der Schule fliegen wollte. Also begann ich, diejenigen Schüler zu beobachten, die als vielversprechend galten – und sie zu imitieren. Ich durfte bleiben. Mehr noch, man befand mich plötzlich für talentiert. Ich habe mich weiterhin geschämt, aber wenigstens war ich erfolgreich dabei.

In Anbetracht der Tatsache, dass es bitterkalt ist und dicke Flocken schneit, könnte der Fahrer nun endlich erscheinen. Meine Füße frieren, meine Nase ist rot und meine sorgsam gekneteten Locken hängen inzwischen herunter wie die Schlappohren eines Cockerspaniels. Ob ich bei der Produktionsfirma anrufe und frage, wo der Fahrer bleibt? Nein, es wäre unhöflich zu drängeln. Ach, die Höflichkeit, das scheint in meinen Genen zu liegen. Die

Perser sind nämlich ein bis zur Selbstaufgabe höfliches Volk, müssen Sie wissen. Bis zwei Perser zu ihrem eigentlichen Anliegen kommen, kann das Stunden dauern. Der Perser muss nämlich beteuern, dass er sich für den anderen opfert, auch wenn er nur nach der Uhrzeit fragt, um sich dann unter Bekundungen wie »Ich will um Ihren Kopf kreisen« und »Bitte gehen Sie auf meinen Augen« endlich zu verabschieden. Diese spezifisch persische Art der Höflichkeit, die das Ideal der Bescheidenheit und Selbstaufopferung auf die Spitze treibt, hat einen Namen: Tarof. Ein Witz des österreichisch-persischen Kabarettisten Michael Niavarani verdeutlicht, wie Tarof funktioniert: »In Persien gibt es eine Frau, die soll zwanzig Monate schwanger gewesen sein. Sie erwartete Zwillinge. Die haben Tarof gemacht.«[2] Was so viel heißen soll wie: Jeder wollte dem anderen den Vortritt lassen. Ich frage mich, rein statistisch gesehen, wie viel Lebenszeit der Perser für Tarof aufbraucht. Lebenszeit, die er in die Senkung der Arbeitslosenzahlen, einen Flug auf den Mars oder eine neue Revolution stecken könnte. Und warum sind es oft die Kulturen mit ausgeprägter Höflichkeit, die gleichzeitig auch zu extremer Brutalität neigen?

Ich kann über die Antwort nicht weiter nachdenken, weil meine Gehirnzellen gerade dabei sind, nach und nach einzufrieren. Mit klammen Fingern zücke ich mein Handy, um nun doch bei der Produktionsfirma anzurufen. Im selben Moment biegt ein Van um die Ecke und bleibt mit quietschenden Bremsen vor mir stehen. Der Fahrer steigt aus. Während er mir ungefragt die Tasche aus der Hand nimmt, in den Kofferraum packt und mich sanft, aber bestimmt auf den Beifahrersitz schiebt, lässt er eine persische Suada auf mich nieder. Die obligatorischen Höflichkeitsfloskeln, Entschuldigungen, weil …, Erklärungen, warum …, und Beteuerungen, dass er … Ich starre ihn paralysiert an. Gefühlte fünf Minuten. Dann sage

ich auf Farsi, dass das alles kein Problem sei, ich hätte gar nicht gefroren, kein bisschen, ich bin nur froh, dass ihm »Shokre khoda«[1] nichts passiert ist und dass er jetzt gesund und wohlbehalten angekommen ist, ich bin sein Opfer. Ich werfe einen Blick hinter mich. Bin das wirklich ich, die da persischen Small Talk betreibt? Oder ist es Fariba Pahani, die aus mir spricht? Ich lächle den Fahrer an wie ein Honigkuchenpferd. Meine Anstrengungen der letzten vier Wochen tragen Früchte. Yeah! Der Fahrer lächelt zurück, startet den Motor und fragt: »Sie sind gar keine Perserin?«

Stille.

»Ich … bin … Perserin – aber in Österreich aufgewachsen«, stammle ich kleinlaut auf Deutsch.

»Ich kann es hören«, antwortet er und imitiert dabei meinen Wiener Akzent. Den Schlag in die Magengrube will ich mir nicht anmerken lassen und gucke deshalb schnell aus dem Fenster. Doch bevor ich mein in Stücke zersplittertes Ego wieder zusammenfügen kann, fährt der selbsternannte Sonderbeauftragte der Linguistikabteilung schon fort: »Ihr Vater ist Österreicher?«

»Nein, Perser«, antworte ich knapp.

»Dann ist Ihre Mutter Österreicherin?«

»Nein, die ist auch Perserin.«

»Aber Sie sind in Österreich geboren?«

»Nein, im Iran.«

»Warum sprechen Sie dann kein Farsi?«

Diese Arroganz der Perser ist es, die mich all die Jahre davon abgehalten hat, mich in ihren Dunstkreis zu begeben. Sogar die, die ihr halbes Leben im Ausland gelebt haben und noch immer keinen geraden Satz in der Landessprache herausbekommen, sehen auf mich herab, weil ich als gebürtige Perserin nicht perfekt Farsi spreche.

»Mir war es wichtiger, die Sprache des Landes zu lernen, in dem ich gelebt habe«, antworte ich demonstrativ

freundlich.

Ich wende meinen Blick wieder zum Fenster und signalisiere damit, dass das Gespräch für mich beendet ist.

»Ist doch aber Ihre Muttersprache!«, setzt er zwei Atemzüge später wieder ein.

Ich reagiere nicht.

»Heimat bleibt Heimat, egal wohin man ins Exil geht«, erwidert er auf mein Schweigen, als ob ich das Gegenteil behauptet hätte.

»Wir sind schon vor der Revolution weg. Also sind wir quasi nicht ins Exil gegangen«, reflexartig springe ich wieder in den Ring und bereue es im selben Moment.

»Aus politischen Gründen? Waren Ihre Eltern Schahgegner?«

»Nein, keine politischen Gründe. Meine Mutter wollte eben – weg.«

»Ihre Mutter hat ohne Grund ihre Heimat verlassen?«

»Wenn eine 32-jährige Frau allein mit vier Kindern im Alter von 2 bis 13 Jahren in die Fremde zieht, wird es vielleicht den einen oder anderen Grund dafür gegeben haben.«

Hatte ich vorhin erwähnt, dass Fahrer zu der schweigsamen Sorte Mensch gehören? Dieser, wie Sie sicherlich schon bemerkt haben, nicht. Ich erfahre, dass er Djamshid Allahari heißt. Seine Eltern sind kurz nach der Revolution geflohen. Ihr Verbleib im Iran hätte sonst den sicheren Tod des Vaters bedeutet. Seine Mutter war im siebenten Monat schwanger mit ihm. Sein Vater trägt heute noch an den Folgen der Flucht: Er verlor dabei drei seiner Zehen, erfroren. Djamshid ist in der Türkei auf die Welt gekommen. Jetzt leben sie seit 30 Jahren in Berlin. Seine Mutter hat eine kleine Schneiderei. Sein Vater fährt Taxi. Im Iran war sie Literaturprofessorin, sein Vater Bauingenieur – ich bin übrigens in Berlin noch keinem persischen Taxifahrer begegnet, der nicht Bauingenieur war. Und ich fahre wirklich oft Taxi.

»Es vergeht kein Tag, an dem sich meine Eltern nicht nach ihrer Heimat sehnen«, beendet Djamshid seinen Vortrag.

»Nach 30 Jahren?«, frage ich.

Er nickt bedeutend. »Sie haben alles verloren. Aber ihren Stolz konnte ihnen keiner nehmen.«

Die Stolz- und Ehrenschiene! Die hat mir noch gefehlt. Ob er denn in seine »Heimat« ziehen wird, wenn die politische Situation sich verändert, möchte ich wissen. Er wird den Iran bereisen. Aber er wird dort nicht leben. Dafür ist er dann doch zu sehr Deutscher, meint er.

»Dacht ich’s mir doch, Herr Superperser!«, rutscht es mir fast heraus.

Djamshid dreht den CD-Player lauter. Jetzt erst höre ich, dass im Hintergrund die ganze Zeit persische Musik lief. Er schwingt im Takt mit. Unter seinem offensichtlich mehr als einmal zu heiß gewaschenen Pullover zeichnet sich ein durchtrainierter Körper ab. Er hat dunkle, lockige Haare, einen Dreitagebart, der ihm etwas Verruchtes gibt, feucht schimmernde Augen mit langen Wimpern, für einen Mann verschwenderisch volle Lippen und ein verführerisches Lächeln. Ein Lächeln? Warum lächelt er mich an? Hab ich vielleicht zu lange geguckt? Rasch schaue ich geradeaus und hantiere am Handschuhfach herum. Djamshid behält mich im Auge. Er beginnt zu singen. Er singt, dass er zu Gast in den Augen seiner Geliebten sein will, die aber lädt leider den Rivalen in ihre Augen ein, daraufhin rennt er wie ein Irrer in der Gegend herum und ruft ihren Namen in jedes Haus hinein, bis er sich entschließt, ihre Schönheit als Schwert zu nutzen und sich damit das Leben zu nehmen.

»Persische Poesie! Irre, kann ich nur sagen«, kommentiere ich sein Ständchen. Djamshid zuckt mit den Schultern und singt weiter. Dann unterbricht er sich unvermittelt und sagt mit einem etwas debilen Lächeln: »Wenn der Iran wieder frei ist, hole ich mir eine persische

Frau. Eine, die Ghormeh Sabzi[2] kochen und persische Lieder singen kann.«

»Dann wünsche ich Ihnen, dass das iranische Regime ganz bald fällt«, antworte ich.

Djamschid nickt ernst. Offenbar ist ihm die Ironie in meinen Worten entgangen. Meine Freundin Eva sagt über persische Männer: »Die kommen hierher, vögeln sich wund an den deutschen, blonden, bereitwilligen Frauen – und dann holen sie sich doch die Jungfrau aus der Heimat und stellen sie an den Herd.« So etwas kann *mir* nicht passieren! Vor persischen Männern bin ich von Kindesbeinen an gewarnt worden. Meine Mutter war der Meinung, man könne nicht früh genug damit anfangen. Wie ein Rosenkranzgebet musste ich mir immer und immer wieder anhören, dass ich mich nie, unter keinen Umständen, zu keiner Zeit, auch nicht unter Androhung der Folter, nicht einmal bei Ausführung der Folter mit einem Perser einlassen sollte. Diese Typen würden zwar Süßholz raspeln und mir die Sterne vom Himmel versprechen, mich aber nach dem sexuellen Akt sitzen lassen und ganz übel über mich herziehen. Es gab eine Zeit in meinem Leben, da hatte ich keine Albträume von Monstern und Drachen, sondern von persischen Männern, die hinter meiner Jungfräulichkeit her waren, um dann meinen Ruf für immer und ewig zu ruinieren.

Die Bemühungen meiner Mutter waren erfolgreich. Nicht nur die Perser, alle orientalischen Männer sind ausradiert von meiner Landkarte der Lust. Meine Trophäen waren keine Scheichs oder Ölprinzen, sondern Hans-Peter, Uwe, Franz, Stefan und Konsorten. Mit diesen Männern hatte ich Beziehungen auf basisdemokratischer Grundlage. Keiner von ihnen wäre auf die Idee gekommen, auf mich herabzuschauen, weil ich mit ihm schlief. Im Gegenteil, die freuten sich einfach nur.

»Machen Sie das hauptberuflich?«, beendet Djamshid das kurze Schweigen.

»Was?«

»Die Schauspielerei!«

»Seit 20 Jahren.«

»Komischer Beruf.«

»Aha?«

»Nichts gegen Sie, aber die meisten Schauspieler, die ich kennengelernt habe, hatten einen Knall. Mittelpunktsüchtige narzisstische Egozentriker und Mimosen.«

»Der Beruf verlangt höchste Sensibilität und Kreativität. Wir sind eben anders als …«

Djamshid sieht mich mitleidig an. Ich könnte mir in die Zunge beißen.

»Und Sie?«, frage ich rasch.

»Was?«

»Sind Sie hauptberuflich Fahrer?«

»Nö!«

»Hab ich mir gedacht.«

»Ich habe Wirtschaft studiert und meinen Doktor gemacht. Ich helfe hier nur aus. Freundschaftsdienst sozusagen.«

Endlich. Wir sind da. Irgendwo in Marzahn, einem der berühmtberüchtigten Problembezirke Berlins, steige ich vor einer Hochhauskolonie aus. Eine junge Frau, offensichtlich die Praktikantin, kommt auf mich zugelaufen und begrüßt mich freundlich:

»Guten Tag, Frau Madani. Herzlich willkommen.«[3]

Ich möchte etwas erwidern, doch Djamshid kommt mir zuvor. In meine Richtung nickend raunt er ihr zu: *»Die kann kein Farsi.«*

Während mich die Praktikantin unverhohlen anstarrt, sagt sie zu ihm: *»Ich dachte, die ist Perserin!«*

Djamshid zuckt die Schultern und flüstert: *»Aber Vorsicht! Sie versteht ein bisschen!«*

Bin ich blind? Bin ich taub? Ich stehe gerade mal einen halben Meter von ihnen entfernt. Glauben die wirklich, ich höre sie nicht?

Die Praktikantin schüttelt etwas irritiert den Kopf und sagt dann in akzentfreiem Deutsch: »Frau Madani, herzlich willkommen. Ich heiße Mehrnaz Brunner. Kostüm und Maske warten schon.«

Mit einem kurzen Seitenblick zu Djamshid antworte ich ihr: »Merci. Ghorbane Shoma«, was so viel heißt wie »Vielen Dank. Ich bin ihr Opfer«, und folge der Praktikantin.

Djamshid lacht und ruft mir hinterher: »Khodafez, Khoshgele!«[4].

»Unverschämtheit«, murmele ich in mich hinein und lächle dabei Mehrnaz freundlich zu.

Die Kostümbildnerin hat ein einfaches, geblümtes Kleid, eine schwarze Strickjacke und Sandaletten für mich ausgesucht. Nichts Schickes, aber passend zu meiner Rolle. Ich ziehe mich um und begebe mich ins Maskenmobil. Da wartet schon die Maskenbildnerin.

»Hallo, ick bin die Brijitte. Komm rinn in die jute Stube!«

»Eine Berlinerin«, denke ich. Hier muss ich mich nicht rechtfertigen, nicht verteidigen, nicht entschuldigen. Hier wird deutsch gesprochen. Hier werden keine blöden Fragen gestellt. Hier kann ich sein, wie ich bin. Hier hab ich Heimvorteil.

»Proschat? Is dit der Vor- oda der Nachname?«, fragt Brigitte und massiert mir Feuchtigkeitscreme ins Gesicht.

»Der Vorname«, antworte ich.

»Und wat heißt der?«

»Wer?«

»Na, dein Name. Die ham doch bei euch alle so ’ne dufte Bedeutung. So wie Morjentau und Blumenkelch und so wat allet.«

Was für ein »euch« meint sie denn?

»Proschat ist eine Erfindung meiner Großmutter. Der Name hat keine Bedeutung.«

Brigitte unterbricht das Eincremen.

»Na, dit is ja schau. Hätt’ ick ooch jerne, n’erfund’nen Nam!«

Angeblich gab es im altpersischen Reich eine Königin, nach der meine Großmutter mich benannt haben soll, die kennt aber keiner. Genauso wie meinen Namen. Weder im Iran noch sonst wo auf der Welt – soweit ich weiß. Kreative Abwandlungen des Namens sind da unvermeidlich: von Broschad über Proscat bis hin zu Prosciutto. Vor vielen Jahren erhielt ich einen Brief, adressiert an Herrn Popschi Madoni. Sie sehen, was meinen Namen anbelangt, kann mich wenig erschüttern.

»Mensch, hast du krasse Haare!«, ruft Brigitte aus, während sie meine Locken durch die Finger gleiten lässt. »Dit habt ihr alle, wa? Die schön’ Haare und die schön’ Oojen mit den lang’n Wimpan. Da könnt ick ja morden für – als Bleichjesicht mit Schnittlauchlocken.« Sie seufzt und zieht an den Federn auf ihrem Kopf. »Ick find’ dit mit den Kopftuchtrajen ehrlich gesacht ja nich’ so schlecht«, schiebt Brigitte lachend hinterher. Ich lache mit.

»Dit is janz schrecklich, wat da drüben passiert, wa?«, fährt Brigitte übergangslos fort und schüttelt den Kopf.

»Wo jetzt?«

»Na, bei euch. Die politische Situation und so.«

»Ach so. Ja. Sehr schrecklich.« Ich setze meinen traurigen Dackelblick auf. Da ich im Iran geboren bin, habe ich das Gefühl, ich muss betroffener sein über die Zustände dort als ein Nicht-Perser. Bei Brigitte habe ich offensichtlich doch keinen Heimvorteil, dafür einen Exotenbonus. Passiert mir öfter. Manchmal hat die

Freundlichkeit mir gegenüber etwas von Tierliebe. Manchmal ist sie erotischer Natur, gespeist von Fantasien à la »Tausendundeine Nacht«. Sehr oft schreit mir die Political Correctness entgegen. Das ist insbesondere dann sehr komisch, wenn ich mich selbst als Kanake bezeichne und mir von wohlmeinenden Deutschen anhören muss, dass sich das nicht gehört. Früher hielt man es für ein Lob, mir zu sagen, ich sei keine Ausländerin. Heute lobt man mich gerade dafür, dass ich eine bin. Wirklich klug werde ich nicht daraus, aber wie auch immer, bei den Deutschen kann ich punkten. Für die Perser bin ich dagegen ein Mängelexemplar: als Perserin zu wenig persisch. Um Brigittes Anteilnahme an dem Schicksal meiner Landsleute Futter zu geben, erzähle ich von Frauen, die verhaftet werden, sei es, weil sie ihr Kopftuch nicht richtig getragen haben, weil sie mit einem Mann auf der Straße spazieren waren oder weil sie denunziert worden sind. Hat mir alles die persische Kellnerin erzählt.

»Bei denen herrschen Zustände, die können und wollen wir uns hier nicht vorstellen«, beende ich meinen sensationslüsternen Exkurs und senke den Kopf. Mit »wir« meine ich natürlich die Deutschen und mich, mit »denen« die Perser.

Brigitte sieht mich mit zusammengekniffenen Augen an. Plötzlich hellt sich ihr Gesicht auf, als ob sie etwas Entscheidendes begriffen hätte: »Du kommst aus Östareich, wa?«

Die persischen Frauenverhaftungsgeschichten lasse ich jetzt wohl lieber stecken. Ich nicke kurz.

»Süßa Dialekt is dit.«

Was ist das immer mit meiner Sprache? In Deutschland bin ich Österreicherin, weil ich diesen »süßen« Dialekt habe. In Österreich bin ich Ausländerin, spreche aber wie die Einheimischen. Und im Iran sehe ich aus wie eine Perserin und entpuppe mich als Ausländerin, sobald ich den Mund aufmache.

»Mensch, kiek dich ma’ an!« Brigitte hat mich fertig geschminkt und begutachtet ihr Werk. »Wat dit bisschen Schminke und so’n ollet Kostüm bewirkt, wa? Siehst aus wie’n andra Mensch!«

Ich schaue in den Spiegel und erschrecke. Eine Fremde blickt mir entgegen. Dabei bin ich es doch. Ich, Proschat. Ist die Frau auf der anderen Seite eine meiner vielen Variationen, eine, die ich nicht gelebt habe? Wie zwei Bekannte aus alten Tagen, deren beider Leben unterschiedliche Bahnen genommen haben, nicken wir einander zu. Etwas unsicher und zugleich vertraut.

Doch bevor ich noch weiter in der Betrachtung meines Spiegelbildes versinken kann, reißt mich Kommandantin Mehrnaz aus meinen Gedanken: »Frau Madani, ich will nicht drängen, aber die warten schon am Set!«

Wir drehen in einer kleinen muffigen Wohnung im 12. Stock eines Hochhauses, die mit orientalischen Versatzstücken vollgestopft ist: An den Wänden hängen Wandteppiche, in der Ecke steht ein Samowar. Sieht man aus dem Fenster, blickt man auf andere Hochhäuser. Tristesse pur. Um mich herum wieseln Menschen herum, bauen ab, bauen auf, sind schwer beschäftigt. Typische Set-Stimmung. Ich stehe verloren herum, bis Babak, der Regisseur, mich entdeckt.

»Puruschat«, ruft er, »Puruschat!«, kommt auf mich zu und drückt mich an sich. *»Herzlich willkommen. Geht’s dir gut?«*

»Mir geht’s gut. Danke. Ich bin dein Opfer«, sage ich mit erstickter Stimme, an seine Brust gepresst. Ich habe den Mann nur einmal gesehen, beim Casting. Seine herzliche Art überrascht mich. Er ist groß und hat sein schulterlanges, grau meliertes Haar zu einem losen

Pferdeschwanz gebunden. Er trägt eine Hornbrille und strahlt die Gutmütigkeit eines überdimensionalen Teddybären aus. Das wird ein großer Film, erzählt er mir auf Farsi, während er mich durch die Spielwohnung führt. Meine Rolle sei nicht groß, aber sehr wichtig und die Szene, die wir heute drehen, eine Schlüsselszene des Films. In dieser Szene muss ich der Hauptfigur Farsaneh, gespielt von der 23-jährigen Golbanu Taheri, sagen, dass ihr Asylantrag abgelehnt worden ist. Am Ende verlässt sie weinend die Wohnung. Gott sei Dank muss ich nicht weinen. Emotionale Ausbrüche sind nicht mein Ding. Weder beruflich noch privat. Wie die meisten Österreicher und Deutschen habe ich meine Gefühle gern unter Kontrolle.

»Golbanu«, schwärmt Babak weiter, *»ist ein Geschenk.«*

Sie verleihe seinem Film Wahrhaftigkeit und Tiefe. Sie sei die perfekte Besetzung für seine Hauptrolle. Rasch fügt er hinzu: *»Und du bist meine perfekte Fariba.«*

Ich erröte und senke verlegen den Blick. Ich kann mich nicht entscheiden, bin ich gerade elf oder schon zwölf Jahre alt?

Plötzlich wird die Aufmerksamkeit aller Menschen in diesem Raum wie von einem Magneten in eine Richtung gezogen: Eine kleine, zerbrechliche Person mit einem Augenaufschlag, der Bambi alt aussehen ließe, betritt das Set. Jeder lässt stehen und liegen, was er gerade tut, und blickt auf. Der Engel kommt in Zeitlupe auf mich zu. Oder bilde ich mir das nur ein?

»Golbanu – Puruschat. Puruschat – Golbanu«, stellt Babak uns einander vor. Autsch! Für einen Engel hat sie einen verdammt harten Händedruck. Wir tauschen die üblichen Begrüßungsformeln aus. Von Djamshid eingeschüchtert, traue ich mich nicht, persischen Small Talk zu führen. Dafür nicke ich ungefähr siebentausendmal und lächle sie sinnlos begeistert an. Ich übertreibe

selbstverständlich. Auch so etwas Persisches an mir, neben meiner Höflichkeit.

»Wollt ihr beide mal den Text machen?«, fragt Babak uns auffordernd.

Mein Herz fängt wie wild an zu klopfen. Golbanus Augen füllen sich mit Tränen.

»Die wollen mich nicht. Die schicken mich zurück, nicht wahr? Die schicken mich zurück«, flüstert sie mir mit herzzerreißender Stimme zu.

Was ist denn passiert, um Gottes willen? Wer schickt sie zurück? Was hat das Mädchen bloß? Ich blicke in die Runde. Keine Reaktion. Ich brauche eine Weile, bis ich kapiere, dass das natürlich ihr Text war. So echt – bei einer Textprobe? Das legt die Latte hoch.

»Mein Schatz, bitte weine nicht. Wir gehen in Berufung. Ich kenne einen Anwalt, der wird uns helfen. Du wirst sehen, wir schaffen das«, spreche ich meine Sätze im schönsten, akzentfreien Farsi. Ich blicke erwartungsvoll zu Babak.

Babak sieht mich fragend an. Dann kapiert er: *»Hab ich es nicht gesagt? Perfekt! Perfekte Besetzung!«*

Yeah! Ich mache eine Michael-Jackson-Drehung, fasse mir in den Schritt und ende mit dem Moonwalk. In meiner Fantasie zumindest. In Wirklichkeit gluckse ich unkontrolliert vor mich hin und stoße mit dem Oberbeleuchter zusammen, was mich nicht daran hindert, weiter zu glucksen. Ich sehe mein Bild schon auf großen Filmplakaten in Teheran hängen. In Zukunft werde ich mich vor persischen Rollenangeboten nicht retten können, wächst in mir die Gewissheit. Aber so wandlungsfähig, wie ich bin, kann ich natürlich auch alles andere spielen. Chinesinnen, Maoris, Schwedinnen … mit meiner Vorbereitung – »bis aufs Äußerste« – und der richtigen Maske: kein Problem.

Aus dem Augenwinkel beobachte ich, wie Babak und Golbanu etwas abseits von den anderen miteinander

sprechen. Das heißt, Golbanu redet und Babak hängt an ihren Lippen. Das ist normal. Hauptdarsteller und ihre Regisseure haben eine enge Beziehung. Sie sind ja auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen. Sie stecken tagtäglich zusammen, stundenlang, in hochemotionalen Situationen. Die müssen einen Draht zueinander haben, miteinander können, aufeinander hören.

Die beiden kommen auf mich zu.

»Puruschat, wir müssen deinen Text ändern«, holt Babak aus, *»Golbanu hat es vorgeschlagen und sie hat recht: Es ist dramatischer für ihre Figur, wenn du sie in der Szene anlügst.«*

In meinem Kopf läuten die Alarmglocken.

»Du sagst, dass ihr Asylantrag angenommen wurde. Aber sie spürt, dass du lügst«, fährt er fort, *»Das macht sie noch verzweifelter.«*

Er sieht Golbanu an. Die nickt zustimmend. Auftrag vorbildlich ausgeführt.

»Du improvisierst einfach«, sagt Babak zu mir, als ob er gerade die Lösung für den Hunger in der Welt gefunden hätte.

»Improvisieren?«, frage ich mit einer augenblicklich ausgetrockneten Zunge, was sich deshalb anhört wie »Ipovisin?«

»Lass einfach raus, was kommt«, mischt sich Golbanu ein, um dann mit einem schelmischen Blick zu Babak zu ergänzen: *»Ist sicher besser als das, was er sich am Schreibtisch ausdenkt.«*

Babak knufft sie in die Seite. *»Freches Mädchen, freches Mädchen«,* kommentiert er lachend, *»aber wo sie recht hat, hat sie Recht.«*

Na, hier scheinen sich die kleine Lady »Ich bin der Star hier« und der große »Ich kann meine Augen nicht von dir lassen«-Regisseur ja bestens zu verstehen. Gegen das Bündnis aus Hauptdarstellerin und Regisseur bin ich machtlos. Außerdem müssen wir weitermachen, Zeit ist

Geld … und schon wird gedreht. Golbanus Augen haben sich wieder mit Tränen gefüllt. Ich frage mich, ob sie irgendwo ein Wasserreservoir eingebaut hat.

Ton läuft – Kamera läuft – Action.

»Die wollen mich nicht. Die schicken mich zurück, nicht wahr? Die schicken mich zurück.«

Ich blicke vom Ablehnungsbescheid auf. Ich sehe sie an. Dann sage ich: *»Dieser Brief gut … nicht Ablehnung … alles gut … du nicht … ähm … ähm … Sorge … alles, du, gut … nicht wein … ich bin dein Opfer.«*

Stille. Golbanus Gesicht hat sich in ein Fragezeichen verwandelt. Babaks Gedanken ziehen als Leuchtschrift über seine Stirn: »Was habe ich mir da eingebrockt? … Was habe ich mir da eingebrockt? … Was habe ich …« Der Rest der Truppe teilt sich in zwei Fraktionen: Einerseits die Deutschen, die ratlos in die Runde gucken und nicht wissen, warum betretenes Schweigen herrscht. Andererseits die Perser, die einander Blicke zuwerfen und mit den Augen rollen.

Babak nimmt mich beiseite. Ich weiß, dass es nett gemeint ist. Der Beiseitenehmer will das, was er dem Beiseitegenommenen zu sagen hat, nicht vor den anderen sagen, um ihn nicht bloßzustellen. Aber allein das Beiseitegenommenwerden suggeriert ja schon, dass dem Beiseitegenommenen gleich etwas gesagt wird, das so unangenehm und peinlich ist, das ein Beiseitegenommenwerden notwendig ist. Und damit ist es praktisch schlimmer, wenn man vor allen anderen beiseite genommen wird, als wenn einem das, was gesagt werden muss, gleich vor allen anderen gesagt werden würde. Drücke ich mich verständlich aus?

Nein? O.k., dann sage ich es so: HILFE!

Wie immer, wenn ich mich in die Enge getrieben fühle, werde ich arrogant. Ich gerate automatisch in einen »Geht

mir doch alles am Arsch vorbei«-Modus. Reine Überlebenstaktik.

»Das mit dem Improvisieren … das war eine dumme Idee von mir«, Babak blickt verlegen drein.

Ich schweige und sehe Babak mit derselben Überheblichkeit an, mit der Falco »Rock me Amadeus« singt. Könnte mein Blick laut sprechen, würde er sagen: »Mach dir mal nicht in die Hosen, Kleiner. Wir machen alle mal Fehler. Nichts für ungut.«

»Was hältst du davon, wenn ich dir jetzt ein paar Sätze sage, die du dann nachsprechen kannst?«, schlägt Babak nun kleinlaut vor.

Ich verziehe meine Lippen zu einem schiefen Lächeln und hoffe, dass Babak versteht, was ich meine: »Kein Problem. Wenn es dir hilft, ich bin dabei. Ich lass dich nicht im Stich, Junge.«

Es sind vier Sätze, die er mir jetzt in Farsi beibringt:

1. Das ist kein Ablehnungsbescheid.
2. Du kannst bleiben.
3. Wir müssen nur ein paar Formalitäten erledigen.
4. Das ist alles.

»Nimm dir die Zeit, die du brauchst. Wenn du so weit bist, machen wir weiter, ok?«

Babak drückt freundschaftlich meinen Arm. Ich glaube, er ist kurz davor, sich bei mir zu entschuldigen, weil ich kein Farsi kann.

Eine Viertelstunde lang bläue ich mir diese vier Sätze ein. Eine Viertelstunde, in der das gesamte Team wartet – auf mich. Normalerweise werde ich engagiert, weil ich unkompliziert bin, weil ich umsetzen kann, was man von mir verlangt, weil ich verdammt nochmal gut bin. Oh mein Gott, was ist bloß aus mir geworden?

Ich kehre an das Set zurück. Sofort begeben sich alle an ihre Positionen. Auch Babak ist aufgesprungen und nimmt meine Hand: *»Alles gut, Puruschat?«*